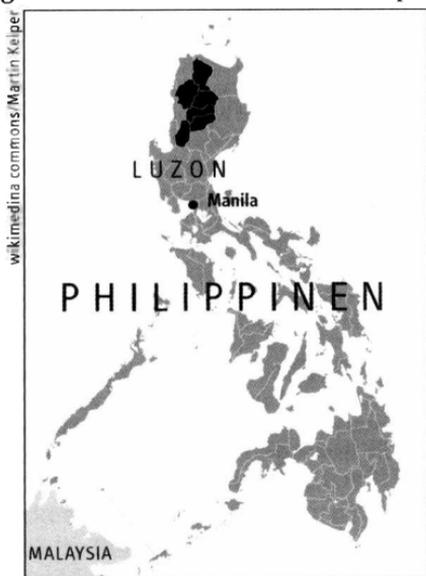


Der Sarg steht schon bereit

Philippinen: Bergvölker fürchten den Tod nicht

Tod und Sterben gehören in der westlichen Kultur nicht zum Leben, sie werden verdrängt und kommen im Alltag kaum vor. Dass das auch völlig anders sein kann, zeigt das Beispiel des Volkes der Igorot in den Philippinen. Dort stehen alte und sterbende Menschen sogar im Zentrum des Geschehens, ihnen gehört die Aufmerksamkeit eines ganzen Dorfes, das Abschied nimmt. Der Religionswissenschaftler Rainer Neu hat den Umgang mit Tod und Sterben in dieser vormodernen Gesellschaft beobachtet und einige Vergleiche mit der Situation in Deutschland gezogen.

Igorot, „Bergleute“, werden die Bergvölker im Zentralmassiv der nordphilippinischen Kordilleren genannt. Für viele moderne Filipinos hat dieser Name den Beigeschmack von „Hinterwäldler“. Doch inzwischen haben die Igorot gelernt, ihre eigene Kultur und Identität wertzuschätzen. Die schroffe Bergwelt hat einen robusten Menschenschlag geformt: schlank und feingliedrig, dabei jedoch stark und mit geschmeidigen Bewegungen und ausgeprägten Gesichtszügen. Zu den Igorot gehören gut ein Prozent der philippinischen Bevölkerung oder etwa eine Million Menschen. Sie bestehen aus unterschiedlichen kulturellen Gruppen mit je eigener Sprache und eigenen Traditionen. Solange Heiraten zwischen den verschiedenen Gruppen nicht geduldet wurden, wahrten sie ihr typisches Gepräge.



Die Heimat der Igorot ist das Bergland im Norden der Insel Luzon.

In unserer Zeit verschwinden die charakteristischen Gruppenmerkmale zunehmend in einem allgemeinen Durchdringungsprozess. Die christliche Mission führte in den 1950er- und 1960er-Jahren zu einem überraschenden und nahezu flächendeckenden Erfolg. Die meisten Igorot sehen zwischen dem Christentum und ihren überkommenen Traditionen keine Unvereinbarkeit und setzen viele alte Zeremonien fort, was besonders im Bereich der Bestattungs- und Trauerrituale zu aufschlussreichen Beobachtungen führen kann.

Altern in einer vormodernen Gesellschaft

Eine Igorot alten Schlags ist Bagan, die ich vor ihrem grasgedeckten Pfahlbau antreffe. Sie kaut Betelnüsse. Ihr Körper ist schwächlig und ausgemergelt, ihre kaffeebraune Haut spröde. „Ist man alt und viel allein, spielt man mit den Betelnüssen“, erklärt sie mir, wobei die wenigen Zähne, die ihr verblieben sind, in der hellen Morgensonne kupferrot aufleuchten. Manchmal spuckt sie einen rotbraunen Brei auf den Boden. Die alte Bagan ist halbseitig gelähmt. So bleibt sie allein bei ihrer Holzhütte am Hang zurück, wenn die Familienangehörigen und Nachbarn auf den Feldern arbeiten. Ihr Blick reicht weit über das tief eingeschnittene Tal, in das sich in endlos scheinenden horizontalen Linien Reisterrassen senken. Auf den unfruchtbaren Parzellen des Hangs stehen noch hier und da die traditionellen einräumigen Pfahlbauten.

In dieser Welt ist Bagan seit ihrer Kindheit zu Hause. Doch es fällt ihr nicht schwer, darüber zu sprechen, dass ihre Lebenszeit nun abläuft, und sie tut es ohne Bedauern. Das Alter bringt in diesen Gesellschaften vielfache Beschwerden mit sich und Bagan blickt auf ein erfülltes Leben mit Kindern und Enkelkindern zurück. Auch lebt sie in der Gewissheit, dass der Tod für sie nur ein Durchgang in eine neue Daseinsweise sein wird. Als ich ihr erzähle, dass in meinem Heimatland Deutschland viele Menschen den Gedanken an das kommende Ende nicht auszusprechen wagen und auch keine Vorbereitungen für den Sterbefall treffen, schüttelt sie verwundert den Kopf. Unter ihren wenigen Habseligkeiten hält sie eine selbstgewebte Totendecke und einen einfachen, von einem ihrer Söhne gezimmerten Holzsarg für ihre Beisetzung bereit. Sie mästet sogar schon zwei Schweine und einige Hühner und Enten für ihre Bestattungsrituale.

Ein Igorot liegt im Sterben

Bugan weiß, dass sie in ihrer Todesstunde nicht allein sein wird. Sie wird nicht wie in vielen westlichen Kulturen in einem abgeschiedenen Krankenzimmer sterben, sondern inmitten vertrauter Personen. Wenn sie ihren Tod nahen fühlt, wird sie Verwandte und Freunde zu sich rufen, um mit ihnen ihre letzten Anliegen zu besprechen. In einem solchen Gespräch wird auch die Frage nach unbeglichener Schuld aufgeworfen. Gleich, ob es sich um materielle oder moralische Schuld handelt, kein Igorot möchte sterben ohne sich von ausstehenden Verpflichtungen und Erwartungen befreit zu haben.

Wie Filipinos schon in gesunden Tagen Alleinsein und Einsamkeit als beklagenswerten Zustand empfinden und möglichst vermeiden, so erwarten sie im Krankheitsfall und in der Sterbestunde erst recht den Beistand der ihnen Nahestehenden. Auch in modernen philippinischen Krankenhäusern herrscht mitunter Gedränge in den Krankenzimmern, das selbst in den Nachtstunden anhält, da Angehörige im oder neben dem Bett ihrer Kranken übernachten, um ihnen Nähe und Anteilnahme zu bezeugen.

Wenn ein Igorot im Sterben liegt, ist seine Hütte bis zur Tür gefüllt mit Nachbarn und Verwandten. Während in westlichen Gesellschaften der Kontakt mit einem Sterbenden oftmals gemieden wird und selbst nahe Angehörige den Weg ins Krankenzimmer scheuen, genießt er in den Philippinen öffentliche Anteilnahme. Die Nahestehenden beobachten sein Sterben und rufen ihn von Zeit zu Zeit mit Namen. Dann ertönt plötzlich ein lautes trauriges Lied und ein herzzerreißendes Schluchzen aus der Hütte und einige der draußen Stehenden sagen: „Ach, jetzt ist er tot.“ Seine Frau und die Kinder weinen neben der Leiche, und auch alle anderen beginnen zu klagen.

Während man in Deutschland jetzt ein Bestattungsunternehmen informieren würde, weiß bei den Igorot jeder, was zu tun ist. Einige holen schon Wasser für die Totenwäsche, andere schaffen den vorbereiteten Sarg herbei oder stellen früher einen Totenstuhl her. Ein paar Männer schlachten und zerlegen ein Schwein und jüngere Frauen beginnen Reis zu stampfen, um Nahrung für die zahlreichen Trauergäste bereit zu stellen. Der Leichnam wird von nahen Angehörigen gewaschen, in eine mit den traditionellen Mustern gewebte Totende-

cke gehüllt und in den offenen Sarg gelegt, so dass alle den Toten sehen und noch einmal berühren und Abschied nehmen können.

In manchen Siedlungen geschieht es auch heute noch, dass sich die Klage der Hinterbliebenen in Trauergesängen äußert. Statt zu weinen, singen manche Trauernden, um ihrem Schmerz Ausdruck zu geben. Dieser Singsang, der auf traditionellen Melodien basiert und dessen Worte von den Klagenden spontan getextet werden, ist eine Grup-

**Ein trauernder
Igorot mit
zerrissener
Trauerkleidung.**

penaktivität. Der gemeinsame Trauergesang wirkt entlastend und spendet den engsten Hinterbliebenen Trost. Der Verstorbene wird zunächst gelobt. So mag es beim Tod einer Frau heißen: „Ach, meine Verwandte, ich bin gekommen und nun bist du tot. Immer wenn wir uns trafen, warst du so freundlich, und wenn es mir schlecht ging, dachtest du an meine Kinder und brachtest etwas zu essen für sie in unser Haus.“ Ob das Lob immer den Tatsachen entspricht, steht dabei nicht zur Debatte. Jedenfalls ist es ein unerlässliches Element des

Trauer gesangs. Zudem werden die Sänger nicht versäumen, ihr eigenes Los zu beklagen. So mag eine Frau beim Tode ihres Mannes singen: „Was wird nun aus mir, was bleibt mir nun übrig? Alle werden mich vergessen. Doch für dich war ich wie ein Baby. Niemals kann ich aufhören zu weinen.“ Und schließlich werden die Klagenden den Verstorbenen daran erinnern, wie gut er es zu Lebzeiten hatte.

Die Trauer der Hinterbliebenen

Die ganze Familie versammelt sich im Haus des Verstorbenen und selbst Angehörige, die weit entfernt leben (in unserer Zeit häufig im Ausland), eilen so schnell wie möglich zum Trauerhaus. Sie werden in den Tagen der Totenwache die meiste Zeit in der Nähe des Sarges verbringen, Gebete sprechen und Texte aus der Bibel lesen. Die Igorot glauben, dass ein Verstorbener sorgfältig darüber wacht, ob sich alle Verwandten um ihn versammeln. Entschuldigungen, dass berufliche Verpflichtungen oder zu große Entfernungen eine Teilnahme an der Bestattung nicht möglich machen, würden in den Philippinen auf Unverständnis stoßen.

Traditionell wurde ein Verstorbener bis zur Beisetzung auf einen Totenstuhl gesetzt.

Ausführlich planen die Angehörigen die einzelnen Etappen des Bestattungsrituals. Hilfreiche Verwandte empfangen und bewirten die pausenlos eintreffenden Besucher. Mit ihnen sprechen sie über den Verstorbenen und loben seine guten Taten. Speisen und Getränke müssen in dieser schroffen Bergwelt oft mühselig herbeigeschafft werden. Vieles davon liefern Nahestehende als Spende im Trauerhaus ab, worüber ein Familienmitglied sorgfältig Buch führt. Den unmittelbaren Angehörigen sind in dieser Zeit keine größeren Arbei-

ten erlaubt. Das Haus sollen sie möglichst nicht verlassen. Viele Tage hockt die Familie des Verstorbenen gemeinsam am Sarg. Alte Spannungen oder sogar Feindschaften werden bei diesem Anlass vergessen und vielleicht dauerhaft ausgeräumt.

Zeit zum Abschiednehmen

Eindrucksvoll äußert sich das Zusammengehörigkeitsgefühl in den Totenwachen. Während in Deutschland viele Trauernde über Vereinsamung klagen, ist in den Philippinen der Trauerbesuch und die Teilnahme an der Totenwache für jeden, der mit dem Verstorbenen zu tun hatte, ein Muss. Bei einem Sterbefall versammeln sich bis zur Bestattung Nacht für Nacht Verwandte, Nachbarn und Freunde am offenen Sarg. Die Totenwache beginnt gewöhnlich mit einer ausführlichen Andacht, in katholischen Familien oft in Form einer Novene. In neuerer Zeit gibt es dafür auch gedruckte Textvorlagen, die von den Teilnehmenden verwendet werden können. Am späteren Abend geht das Beisammensein in Essen, Trinken und Kartenspiel während der Nachtstunden über, wobei es recht turbulent zugehen kann.

Der Abschied von einem Verstorbenen wird sehr ernst genommen. In Deutschland dagegen, wo es seit einigen Jahren wieder erlaubt ist, einen Toten zu Hause aufzubahren, wird von dieser Möglichkeit nur selten Gebrauch gemacht. Bei den Igorot jedoch findet sich in einigen Gegenden sogar der Brauch, dass der Tote in den Häusern verschiedener Verwandter aufgebahrt wird. Die Angehörigen erhalten dadurch die Gelegenheit, in würdiger Form von dem Toten Abschied zu nehmen und fühlen sich zugleich durch seine Gegenwart geehrt. Solche Trennungsriten können sich besonders bei wohlhabenderen Familien über viele Tage hinziehen. Der gesetzlichen Vorgabe der philippinischen Regierung, Tote innerhalb von drei Tagen zu bestatten, wird trotz des rasch einsetzenden Verwesungsprozesses unter der tropischen Sonne keine große Beachtung geschenkt.

Am Tag vor der Bestattung nimmt der Ehepartner, der an der Beisetzung selbst nicht teilnimmt, Abschied von dem Verstorbenen. In manchen Orten wird einer seiner Finger durch eine Schnur mit einem Finger der Leiche verbunden. Diese Schnur wird dann rituell durchtrennt, um die unumkehrbare Trennung von totem und lebendem Partner in dieser Welt symbolisch darzustellen.

Bestattung und Aussendung

Die Beerdigung wird in neuerer Zeit gewöhnlich von einem Geistlichen vorgenommen. Wo dies nicht möglich ist, zögern die Ältesten einer Siedlung nicht, diese Aufgabe selbst mit Geschick und Taktgefühl zu übernehmen. Nach der Beisetzung wird das Grab von Beerdigungsteilnehmern gemeinsam verschlossen.

Wo man den alten Bräuchen folgt, wird nach der Rückkehr vom Friedhof vor dem Haus des Verstorbenen ein Aussendungsritus durchgeführt. Einer der Ältesten sitzt an einem Hauspfosten und singt ein Lied, um den Totengeist auf den Weg ins Totenreich zu senden. Er weist ihn auf eine Gruppe von Ahnengeistern hin, die ihn einladen, sie beim Besuch eines großen Festes im Tal auf der anderen Seite des Berges zu begleiten. So leitet der Älteste den Totengeist auf einer imaginären Reise weiter und weiter fort, bis er schließlich im Reich der Ahnen ankommt, dort freundliche Aufnahme findet und alle Erinnerung an eine Rückkehr in seine irdische Heimat verliert.

Der Tod bedeutet damit die Heimkehr zum Ausgangspunkt allen Lebens, den Durchgang zu einer neuen Existenz, den Übergang zum wahren Leben in der Gemeinschaft der Vorfahren. Der Verstorbene ist nun der irdischen Zeit enthoben und rückversetzt in die Zeit des Ursprungs, die sich damit als Ausgangspunkt und Ziel des menschlichen Lebens erweist.

Dr. habil. Rainer Neu arbeitete von 1988 bis 1996 für die Vereinte Evangelische Mission (VEM) als Missionar und Hochschullehrer auf den Philippinen und lehrt seitdem als Privatdozent Biblische Theologie und Religionswissenschaft an der Universität Duisburg-Essen, Campus Essen.

LITERATUR Rainer Neu, Die lebenden Toten und der tote Gott. Tod und Jenseitsvorstellungen in den Philippinen. LIT Verlag, Münster 1997 (antiquarisch im Internet noch erhältlich)